
Wie kam es zum Ersten Weltkrieg?

Rezension von: Christopher Clark,
Die Schlafwandler. Wie Europa in den
Ersten Weltkrieg zog, 7. Auflage,
Deutsche Verlags-Anstalt, München
2013, 895 Seiten, gebunden, € 39,99;
ISBN 978-3-421-04359-7.

Lange Zeit galt es als ausgemacht, dass das Deutsche Kaiserreich wegen seiner Großmachtträume die Hauptverantwortung am Ausbruch des Ersten Weltkriegs trägt. In seinem neuen Werk kommt der Historiker Christopher Clark zu einer neuen Einschätzung. Das vorliegende Buch setzt sich zum Ziel, die Julikrise von 1914 als ein modernes Ereignis zu verstehen, als das komplexeste Ereignis der heutigen Zeit, womöglich bislang aller Zeiten.

Es befasst sich weniger mit der Frage, warum der Krieg ausbrach, als damit, wie es dazu kam. Die Fragen nach dem Warum und Wie sind logisch untrennbar miteinander verbunden, aber sie führen uns in verschiedene Richtungen. Die Frage nach dem Wie fordert uns auf, die Abfolge der Interaktionen näher zu untersuchen, die bestimmte Ergebnisse bewirkten. Hingegen lädt uns die Frage nach dem Warum ein, nach fernen und nach Kategorien geordneten Ursachen zu suchen: Imperialismus, Nationalismus, Rüstung, Bündnisse, Hochfinanz, Vorstellungen der nationalen Ehre, Mechanismen der Mobilisierung.

Der „Warum-Ansatz“ bringt zwar eine gewisse analytische Klarheit, aber er hat auch einen verzerrenden Effekt, weil er die Illusion eines ständig wach-

senden Kausaldrucks erzeugt. Die Faktoren türmen sich auf und drücken auf die Ereignisse; politische Akteure werden zu reinen ausführenden Organen der Kräfte, die sich längst etabliert haben und ihrer Kontrolle entziehen.

In der Geschichte, die dieses Buch erzählt, bestimmen handlungsfähige und -bereite Entscheidungsträger das Bild. Diese Entscheidungsträger (Könige, Kaiser, Außenminister, Botschafter, Militärs und eine Fülle hoher Beamter) bewegten sich mit behutsamen, wohlberechneten Schritten auf die Gefahr zu. Der Ausbruch des Krieges war der Höhepunkt in einer Kette von Entscheidungen, die von politischen Akteuren mit bewussten Zielen getroffen wurden. Diese Akteure waren bis zu einem gewissen Grad der Selbstreflexion fähig, sie erkannten eine Auswahl von Optionen und bildeten sich auf der Basis der besten Informationen, die ihnen vorlagen, ein Urteil.

Nationalismus, Rüstungswirtschaft, Bündnisse und europäische Hochfinanz waren allesamt Teil der Geschichte, aber diesen kann nur dann eine echte erklärende Bedeutung beigemessen werden, wenn aufgezeigt werden kann, dass sie Entscheidungen beeinflussten, die – zusammengekommen – den Krieg ausbrechen ließen.

Dieses Buch erzählt auch, wie der Krieg nach Europa kam. Es zeichnet die Pfade zum Krieg in einem mehrschichtigen Narrativ nach, das die wichtigsten Entscheidungszentren in Wien, Berlin, St. Petersburg, Paris, London und Belgrad umfasst, mit kurzen Exkursionen nach Rom, Konstantinopel und Sofia.

Es ist in drei Teile gegliedert. Der erste Teil konzentriert sich auf die beiden Antagonisten Serbien und Österreich-

Ungarn, deren Streit den Konflikt auslöste. Er zeichnet ihre Interaktionen bis zum Vorabend der Morde in Sarajevo nach. Der zweite Teil unterbricht den erzählerischen Ansatz und geht in vier Kapiteln vier Fragen auf den Grund: Wie kam die Polarisierung Europas in entgegengesetzte Bündnisblöcke eigentlich zustande? Wie gestalteten die Regierungen der europäischen Staaten die Außenpolitik? Wie kam es, dass der Balkan – eine Randzone fernab von den europäischen Zentren der Macht und des Geldes – zum Schauplatz einer so gigantischen Krise wurde? Wie brachte ein internationales System, das allem Anschein nach in eine Phase der Entspannung eintrat, einen allgemeinen Krieg hervor? Der dritte Teil beginnt mit dem Attentat in Sarajevo und schildert die Julikrise selbst, wobei die Wechselbeziehungen zwischen den wichtigen Entscheidungszentren untersucht und die Kalkulationen, Missverständnisse und Entscheidungen ans Licht gebracht werden, welche die Krise in die nächste Phase eintreten ließen.

Eine zentrale These dieses Buches lautet, dass die Ereignisse vom Juli 1914 nur dann zu verstehen sind, wenn die Wege, welche die Hauptentscheidungssträger beschritten hatten, beleuchtet werden und die Akteure ihre Sicht der Ereignisse schildern. Dazu genügt es allerdings nicht, so der Autor, einfach die Abfolge der internationalen Krisen Revue passieren zu lassen, die dem Kriegsausbruch vorausgingen – wir müssen uns vor Augen führen, wie jene Ereignisse empfunden und in Narrative eingewoben wurden, welche die Wahrnehmungen prägten und Verhalten motivierten.

Warum verhielten sich jene Männer, deren Entscheidungen Europa in den

Krieg führten, ausgerechnet so und sahen die Dinge auf diese Weise? Wie lassen sich das Gefühl der Angst und die dunklen Vorahnungen, die einem in so vielen Quellen begegnen, in Einklang bringen mit der Arroganz und Prahlerie, auf die wir stoßen – häufig zum Ausdruck gebracht von ein und derselben Person? Warum spielten so exotische Besonderheiten der Vorkriegszeit wie etwa die albanische Frage eine so große Rolle, und wie trafen sie in den Köpfen jener Personen, die die politische Macht innehatten, aufeinander? Als die Entscheidungsträger über die internationale Lage oder externe Bedrohungen diskutierten, sahen sie da die Realität oder projizierten sie ihre eigenen Ängste und Wünsche auf ihre Widersacher, oder beides?

Im vorliegenden Buch werden so anschaulich wie möglich die überaus dynamischen Entscheidungspositionen rekonstruiert, die von den Hauptakteuren im Vorfeld und während des Sommers 1914 eingenommen worden sind. Ausschlaggebend für die Komplexität der Ereignisse von 1914 waren die raschen Veränderungen im internationalen System: die plötzliche Entstehung eines albanischen Nationalstaats, das türkisch-russische Wettrüsten im Schwarzen Meer oder die Umorientierung der russischen Politik von Sofia auf Belgrad, um nur einige zu nennen. Das waren keine langfristigen historischen Übergänge, sondern kurzfristige Neuausrichtungen.

Die Folgen wurden durch die Fluidität der Machtverhältnisse innerhalb der europäischen Exekutiven noch verstärkt. Diese kurzfristigen Neuausrichtungen machten das System erheblich undurchsichtiger und unberechenbarer, und eine alles durchdringende Stimmung des gegenseitigen Miss-

trauens wurde gefördert, selbst unter den jeweiligen Bündnisblöcken – eine Entwicklung, die den Frieden gefährdete.

Im Jahr 1914 war das Vertrauen zwischen der russischen und britischen Führung relativ gering, und es nahm noch weiter ab. Das minderte jedoch nicht die Bereitschaft des Foreign Office, einen europäischen Krieg zu den von Russland festgelegten Bedingungen zu akzeptieren; im Gegenteil, es bekräftigte noch die Argumente für eine Intervention. Das Gleiche lässt sich über das französisch-russische Bündnis sagen. Ob Russland oder Deutschland in den Jahren 1912 bis 1914 eine klare Balkanpolitik hatte, ist fraglich – vielmehr sehen wir eine Vielfalt von Initiativen, Szenarien und Haltungen, deren allgemeine Tendenz manchmal kaum zu erkennen ist. Innerhalb der jeweiligen Exekutive bedeutete die Veränderlichkeit der Macht darüber hinaus, dass jene, die für die Gestaltung der Politik zuständig waren, dies unter einem beträchtlichen Druck im eigenen Land taten, weniger von Seiten der Presse oder öffentlichen Meinung oder auch von Industrie- und Finanzlobbygruppen, sondern von Seiten der Gegner innerhalb der eigenen Eliten und Regierungen. Und dies verstärkte ebenfalls das Gefühl der Dringlichkeit, das die Entscheidungsträger im Sommer 1914 auf Schritt und Tritt verfolgte.

Der Umstand, dass die Gegebenheiten auf dem Balkan eine so zentrale Rolle für den Ausbruch des Krieges spielten, mag selbstverständlich erscheinen, schon wenn man an den Ort der Morde denkt, welche die Krise auslösten. Aber zwei Punkte müssen besonders betont werden: Zunächst einmal darf nicht vergessen werden, dass

die Balkankriege die Beziehungen unter den größeren und kleineren Mächten auf eine hochbrisante Weise neu ausrichteten. In den Augen der österreichischen ebenso wie der russischen Führung erhielt das Ringen um die Kontrolle über die Ereignisse auf dem Balkan eine neue und bedrohliche Dimension, insbesondere nach der Winterkrise 1912/13. Eine Konsequenz, so der Autor, war die Balkanisierung des französisch-russischen Bündnisses. Frankreich und Russland konstruierten, mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten und aus verschiedenen Gründen, eine geopolitische Zündschnur entlang der österreichisch-serbischen Grenze.

Das Szenario des Katalysators Balkan war weder eine Politik noch ein Plan oder eine Verschwörung, die im Laufe der Zeit heranreifte, und es bestand auch keine unausweichliche oder lineare Beziehung zwischen den Positionen, die in den Jahren 1912 und 1913 vertreten wurden, und dem Kriegsausbruch ein Jahr später. Es ist nicht so, dass das Szenario des Katalysators (genau genommen des Katalysators Serbien) Europa auf den Krieg zutrieb, der tatsächlich 1914 ausbrach, vielmehr lieferte dieses Szenario nach Ausbruch der Krise den konzeptionellen Rahmen für ihre Interpretation. Russland und Frankreich verknüpften auf diese Weise die Schicksale zweier Großmächte in einer extrem asymmetrischen Weise mit dem ungewissen Los eines unruhigen und von Zeit zu Zeit zur Gewalt neigenden Staates.

Für Österreich-Ungarn, dessen regionale Sicherheitsvorkehrungen durch die Balkankriege zunichtegemacht worden waren, waren die Morde von Sarajevo kein Vorwand für einen bereits existierenden Invasionsplan

und Krieg. Sie waren ein transformatives Ereignis, das stark mit einer realen und symbolischen Gefahr aufgeladen war. Aus der Sicht des 21. Jahrhunderts, so der Autor weiter, lässt sich leicht sagen, dass Wien die von den Morden aufgeworfenen Fragen über ruhige bilaterale Verhandlungen mit Belgrad hätten klären müssen, aber vor der Kulisse von 1914 war das keine glaubwürdige Option.

Und wie steht es nun um die Frage der Schuld? Mit der Behauptung, so der Autor, dass das Deutsche Reich und seine Bündnispartner moralisch für den Ausbruch des Krieges verantwortlich seien, sorgte Artikel 231 des Versailler Vertrages dafür, dass die Frage der Kriegsschuld im Mittelpunkt der Diskussion um den Ursprung des Krieges blieb. Die gegenseitigen Schuldzuweisungen haben niemals ihre Anziehungskraft verloren.

Die wohl einflussreichste Manifestation dieser Tradition ist die sogenannte „Fischer-Kontroverse“ – ein Kürzel für eine Reihe von Argumenten, die in den Sechzigerjahren Fritz Fischer, Imanuel Geiss und eine Schar jüngerer deutscher Historiker vorbrachten und nach denen Deutschland die Hauptschuld am Kriegsausbruch trug. Nach dieser Sichtweise (wenn man die vielen Varianten innerhalb der Fischer-Schule einmal beiseite lässt) stolperten oder schlitterten die Deutschen nicht in den Krieg. Sie entschieden sich für ihn – schlimmer noch, sie planten ihn im Voraus, in der Hoffnung, aus ihrer europäischen Isolation auszubrechen und den berüchtigten „Griff nach der Weltmacht“ zu wagen.

Aktuelle Untersuchungen zur folgenden Fischer-Kontroverse haben auf die Bezüge zwischen dieser Diskussion und dem spannungsreichen Prozess

hingewiesen, in dessen Verlauf deutsche Intellektuelle das belastende moralische Vermächtnis der NS-Ära verarbeiteten. Fischers Argumentation ist in vielen Punkten scharf kritisiert worden. Dennoch dominiert eine entschärfte Version der Fischer-These noch heute die Studien von Deutschlands Weg in den Krieg.

Eine Darstellung, die sich in erster Linie mit der Schuldfrage befasst, ist nicht deswegen problematisch, weil sie am Ende eventuell der falschen Partei die Schuld gibt, sondern weil ein schuldorientiertes Untersuchungsmodell oft mit Vorurteilen, so der Autor, einhergeht. Vor allem neigt eine solche Darstellung zu der Prämisse, dass in konfliktreichen Interaktionen ein Protagonist letztlich Recht und der andere Unrecht haben muss. War es von den Serben falsch, so fragt der Autor, eine Vereinigung des Serbentums anzustreben? Hatten die Österreicher Unrecht, als sie auf der Unabhängigkeit Albaniens bestanden? War eines dieser Unternehmen „falscher“ als das andere? Die Frage ist bedeutungslos. Ferner hat dieser anklägerische Ansatz den Nachteil, dass das Blickfeld eingeengt wird, indem man sich auf das politische Temperament und die Initiativen eines bestimmten Staates konzentriert, statt auf einen multilateralen Prozess der wechselseitigen Beeinflussung.

Der Kriegsausbruch von 1914 war kein Thriller, an dessen Ende wir den Schuldigen über einen Leichnam gebeugt auf frischer Tat ertappen. So gesehen war der Kriegsausbruch eine Tragödie, kein Verbrechen. Wenn man dies anerkennt, so heißt das keineswegs, dass wir die kriegsgerische und imperialistische Paranoia der österreichischen und deutschen Politiker kleinre-

den sollten, die zu Recht die Aufmerksamkeit Fritz Fischers und seiner historischen Schule auf sich zog. Aber die Deutschen und Österreicher waren nicht die einzigen Imperialisten, geschweige denn die einzigen, die unter einer Art Paranoia litten. Die Krise, die im Jahr 1914 zum Krieg führte, war die Frucht einer gemeinsamen politischen Kultur. Aber sie war darüber hinaus multipolar und wahrhaft interaktiv – genau das macht sie zu dem komplexesten Ereignis der Moderne, und eben deshalb geht die Diskussion um den Ursprung des Ersten Weltkriegs weiter, selbst ein Jahrhundert nach den tödlichen Schüssen Gavrilo Principis.

Eines liegt auf der Hand: Kein einziges der Anliegen, für die die Politiker von 1914 stritten, war die darauffolgende Katastrophe wert. Waren sich die Protagonisten überhaupt darüber im Klaren, um wie viel es tatsächlich ging? Früher hieß es, die Europäer hätten sich dem irrigen Glauben hingegeben, der nächste kontinentale Krieg werde ein kurzer, heftiger Kabinettskrieg nach dem Muster des 18. Jahrhunderts werden; die Männer wären noch vor Weihnachten wieder zu Hause, wie man so schön sagte.

In jüngster Zeit ist die Vorherrschaft dieser Illusion eines kurzen Krieges in Frage gestellt worden. Der deutsche Schlieffen-Plan war auf einen massiven, blitzschnellen Schlag gegen Frankreich ausgerichtet, aber selbst in Schlieffens eigenem Stab warnten einige Stimmen, dass der nächste Krieg

keine raschen Siege bringen werde, sondern eher ein zähes und blutiges, mühseliges Vorwärtsschleppen. Helmuth von Moltke hoffte zwar, dass ein europäischer Krieg nach seinem Ausbruch rasch entschieden werde, aber er räumte auch ein, dass sich die Kampfhandlungen unter Umständen über Jahre hinziehen und eine unvorstellbare Verheerung anrichten könnten. Französische und russische Generäle sprachen von einem Vernichtungskrieg und der Auslöschung der Zivilisation. Alle wussten es, aber haben sie es auch wirklich so empfunden?

Das ist, so der Autor weiter, womöglich der große Unterschied zwischen den Jahren 1914 und den Jahren nach 1945. In den Fünfziger und Sechzigerjahren hatten die Entscheidungsträger ebenso wie die Bevölkerung auf schmerzliche Weise die Bedeutung eines Atomkriegs kennengelernt: Bilder von der Atompilzwolke über Hiroshima und Nagasaki waren Gegenstand der Albträume gewöhnlicher Bürger. Vor 1914 war das anders. In den Köpfen vieler Staatsmänner hoben sich anscheinend die Hoffnung auf einen kurzen Krieg und die Angst vor einem langen gegenseitig auf und rückten so eine umfassendere Einschätzung der Risiken in weite Ferne.

In der langen Reihe von Neuerscheinungen zum Thema „Erster Weltkrieg“ nimmt das vorliegende Buch von Clark einen hervorragenden Platz ein.

Josef Schmee